Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(8. Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Die neuen Aktien der Prometheusgesellschaft waren an der Börse zugelassen worden; am gleichen Tage erfolgte ihre Einführung an den Börsen in Frankfurt am Main und Hamburg, und zugleich mit der Veröffentlichung des ganz schlicht und sachlich gehaltenen Prospekts brachten einige Zeitungen die Nachricht, daß die Gesellschaft eine Filiale in Florenz errichtet habe, da ihr die Beleuchtung der Arnoufer von der dortigen Stadtverwaltung übertragen wäre; andere Blätter berichteten, daß die militärischen Betriebe in Spandau die neue Prometheusgasfeuerung in Erprobung genommen und bisher glänzende Resultate erzielt hätten, und dritte wußten mitzutheilen, daß Herr Baldin mit der russischen Regierung wegen der Konzessionirung einer Tochtergesellschaft in Warschau in aussichtsreiche Unterhandlungen eingetreten sei. In den Abendblättern waren die verschiedenen Notizen ausgetauscht.

Die Neuemission hatte einen glänzenden Erfolg. Ohne jedes Eingreifen der Emissionshäuser stieg der Kurs auf 403 Prozent, stand dann einige Tage fest, sank um 2 Prozent und ging sprungsweise auf 450 herauf.

Ohne Zweifel übte die Thatsache, daß Möller-Sieghard & Söhne sich dem Salester-Concern angeschlossen hatten, auf die Börse einen großen Einfluß aus. Einen noch bedeutenderen, maßgebenderen aber wohl auf das Privatpublikum. Wenn Willy die Tageseingänge durchsah, war er selbst oft erstaunt über die Zahl und den Umfang der Kauforders, die — vielfach ohne jedes Limit — aus dem eigenen Kundenkreise einliefen, und Salester erzählte ihm mit breitem Schmunzeln von ganz ähnlichen Beobachtungen.

An der Börse war man viel weniger erstaunt gewesen, als Willy geglaubt hatte. Man sah in dem Vorgang nur ein Zeichen der Zeit, ja man gratulirte ihm wohl auch, daß er „den Bann gebrochen" habe.

Allerdings gab es in dem Palast in der Burgstraße auch eine Partei, die sich ganz abseits hielt. Aber sie bestand, man wußte es, aus Interessenten älterer Beleuchtungsunternehmungen. Mochten sie doch achselzuckend oder mit spöttischen Mienen beiseite stehen — diese Neidhämmel, wie Salester sie nannte.

Zudem: die Börse hatte gerade in diesen Tagen ihre eigenen Sorgen, die aber glücklicherweise auf dem Markt der Industriewerthe nicht ausgetragen wurden, so sehr sie sonst die Gemüther beschäftigten. Die englischen Konsols fielen weiter; die Nachrichten aus Südafrika lauteten trotz aller militärischen Erfolge recht trübe; Schwarzseher sagten voraus, daß die ungeheuren Kriegskosten und die Einstellung des Betriebes der Goldminen in Transvaal unbedingt eine Geldknappheit hervorrufen mußten. Es war nicht zu leugnen: auch der erstaunliche Aufschwung der Industrie im Reich erforderte riesige Mittel. Der Privatdiskont zog an; die Reichsbank hielt allerdings noch an ihrem Satz fest, auf die Dauer würde sie aber doch folgen müssen. Schon richtig. Wenn die Industrie jedoch so glänzend wie bisher arbeitete, was that es dann, daß das Geld theurer wurde; sie konnte auch den höheren Zinsfuß bei ihren hohen Einnahmen vertragen. Und der höhere Zinsfuß brachte doch wieder den Banken größere Gewinne.

Vor allem aber: das Privatpublikum hielt fest an seinem Besitz in Industriewerthen; es kaufte noch zu; es schwor auf die Fortdauer der Konjunktur. Erstaunlich, wie der nationale Wohlstand gewachsen, wie kauflustig das Publikum war! Es kaufte ja freilich nicht immer nur mit eigenem Gelde, es kaufte auch mit fremdem Gelde gegen Hinterlegung von Papieren. Aber gerade dabei verdienten die Bankiers und Banken wiederum — alle Theile verdienten — und so war es recht —

Ueberall Leben, Bewegung. Das große Rad dreht sich. Ueberall Erfolg —

Und der Erfolg macht froh und macht sicher, siegesbewußt.

Auch Willy Möller spürte es. Er hatte sich immer frei gefühlt von starkem Erwerbsdrang, von dem Hasten nach Gewinn; nun war doch eine lebhafte Freude in ihm über die gelungene Operation. Eine größere freilich noch über sein persönliches Eingreifen in den Geschäftskreis, über die Erweiterung der Beziehungen seines Hauses. Mit Energie suchte er sich in die Verhältnisse der Baldin'schen Unternehmungen einzuarbeiten und glaubte, zu seiner Genugthuung, immer mehr zu erkennen, daß sie auf einem gesunden Fundament aufgebaut waren. Er fand allerdinas, daß ihre Ausdehnung selbst nach der neuen Erhöhung des Grundkapitals der Stammgesellschaft nicht recht in Einklang zu den werbenden Mitteln stand; besonders die Tochtergesellschaften erforderten zur Zeit noch starke Unterstützung, wenn sie sich gut und schnell entwickeln sollten. Und so hielt er es für seine Pflicht, kräftig einzugreifen, eine Vermehrung der Obligationsschuld vorzubereiten.

Unermüdlich thätig, kam er jetzt seltener zum Vater hinauf als früher. Aber er bemerkte doch, daß dort nicht mehr ganz die Harmonie von ehedem herrschte. Heute klagte Hardi unter Thränen, der Vater sei mürrisch; morgen dieser, Hardi sei verändert, launisch und rechthaberisch. Die kleine Marie sah er wenig und achtete ebensowenig darauf, wie sie sich leise umformte. Sie ging durch's Haus, man bemerkte sie kaum.

Als er eines Tages, kurz vor dem Weihnachtsfest, nach der Börse in seine Wohnung zurückkam, meldete ihm der Diener, daß Hardi seit einer halben Stunde auf ihn warte. Es verwunderte ihn nicht groß; sie war auch früher schon bisweilen bei ihm „eingebrochen", wie sie es nannte, und er dachte, daß sie kleine Christwünsche habe.

Aber als er in's Wahnzimmer trat, flog sie ihm weinend an die Brust, umklammerte ihn, konnte vor Schluchzen kaum sprechen. Er verstand nur allerlei von „todtunglücklich", alles sei aus und daß sie seine Hilfe begehre. Trotzdem glaubte er zunächst noch an irgend eine Kinderei, lachte, führte Hardi zum Sofa zurück — „so sei doch nur ein bissel vernünftig! Es wird ja den Kopf nicht kosten! Hast du eine japanische Vase zerschlagen? Oder mit dem Ellenbogen in den alten Menzel ein Loch gebohrt?" Schließlich wurde ihm, dem stets Korrekten, die übertriebene Aufregung ärgerlich. Er bat scharf: „Nun aber endlich Schluß, Bernhardine! Sag verständig, was denn eigentlich los ist."

Da erzählte sie denn. Konrad Salester hatte sich erklärt, gestern, auf der Eisbahn. Und sie war heute Morgen dem Vater um den Hals gefallen, hatte ihm alles gestanden, all ihr großes Glück, hoffend und zagend, und gefragt, ob Konrad zu ihm kommen dürfe, wie sie beide es verabredet hatten. Doch Papa habe „nein" gesagt. Nicht „nein" kurzweg. Aber tausend Bedenken hätte er gehabt und Einwendungen .... und so sei es eben doch nicht viel besser als ein Nein gewesen.

Sie brachte das alles stoßweise heraus, vielfach von Schluchzen unterbrochen, verworren und unklar. Aber Willy übersah die Sachlage deutlich genug, und er erkannte auch all die Motive des Vaters — und würdigte sie.

Gegen den jungen Offizier selbst hatte er nicht die geringste Einwendung. Der war, in seiner schlichten, offenen Art, ihm stets sympathisch gewesen. Aber Salester! Auch gegen ihn war ja am Ende Positives nicht einzuwenden; der Mann hatte sich seine Stellung erobert, stand fest in seinen Schuhen; ja, ehrlich gesagt: man mußte ihn, seine eiserne Energie, seinen geschäftlichen Scharfblick bewundern. Trotzdem — in Willys Augen gab es da einen gesellschaftlichen Abstand, der sich nicht so leicht überbrücken ließ, und wenn ihm jetzt die geschäftliche Verbindung von Tag zu Tag willkommener wurde, so lag ihm gar nichts daran, sie durch Familienbande noch enger zu schürzen; das konnte, bei Salesters massiver Art, nur lästig werden.

Und dann Hardi! Dies große Kind! Gerade auch jetzt wieder .... wie unreif, wie kindisch ....

Sie war aufgesprungen, trippelte unruhig im Zimmer hin und her, das Taschentuch alle Sekunden vor den Augen, schluchzte ein wenig, bettelte dazwischen in abgerissenen kleinen Sätzen: und das alles hinderte sie nicht, plötzlich vor seinem Schreibtische stehen zu bleiben, die Photographie, die ihm neulich Frau Baldin geschenkt hatte, herabzunehmen .... „Du, Willy, ist das nicht die Baldin? Was steht da unten: „In Dankbarkeit —" Guck mal an!"

„Stell das Bild fort!" herrschte er sie an. Sie erschrak ein wenig, duckte sich, wie ein gescholtenes Schooßhündchen, kam wieder an seine Seite, bat, flehte um seine Fürsprache.

Tausendmal recht hatte der Vater! Eine zu dumme Geschichte .. wahrhaftig. Hardi hätte etwas Klügeres thun können ...

Denn das war klar: versagte Papa seine Einwilligung, so fühlte sich der alte Salester auf's schmählichste verletzt ... und nicht mit Unrecht ... zu fatal ...

Allmählich begann der Assessor die Angelegenheit doch auch aus einem anderen Gesichtswinkel anzusehen.

Der Konrad war ein prächtiger Mensch, kein Zweifel. Frau Salester eine feine, liebenswürdige Frau ... durchaus Dame. Und wenn Hardi noch ein rechtes Gör war ... nun so mußte ihr Mann sie erziehen. Die meisten Frauen entwickeln sich erst in der Ehe ...

Das alles waren goldene Brücken, die er sich baute — er wußte es ganz genau. Aber vor seinen Augen stand jetzt vor allem die Möglichkeit eines Zerwürfnisses mit Salester. Und dann war doch auch ein weiches Gefühl in ihm, das die leisen Schmeicheltöne der Schwester wachriefen und ihre Thränen, die wieder rieselten wie die Bächlein. Diese verfl— Frauenzimmerthränen — — —

Er steckte aber dennoch ein ernstes Brudergesicht auf. Er sprach zu ihr, wie der Vater wahrscheinlich gesprochen hätte, gemessen und würdig: und er sagte ihr auch: „Du darfst Papa nicht einseitig beurtheilen, Kind. Sieh mal, auch daran mußt du denken, wie einsam es um ihn werden wird, wenn du ..."

Da brauste sie auf: „Ach — Papa! Der hat ja sein neues kleines Abgöttchen, die Maria! Und wenn die ihm nicht genügt, dann kann er sich ja die Lora ins Haus nehmn. Die ist ihm hundertmal mehr werth, wie ich!"

Es war gar nicht ernst gemeint. Hardi schämte sich auch und wurde dunkelroth, kaum, daß es gesagt war. Dabei trotzte sie weiter auf: „Lora hier und Lora da! Immer wird sie mir zum Exempel aufgestellt. Wenn ich sie nicht so sehr lieb hätte, dann ..." Der Rest erstickte unter neuen Thränen.

Aber der Leidenschaftsausbruch hatte des Bruders Aufmerksamkeit erweckt, seine Gedanken wieder auf fast erloschene Befürchtungen hingeführt. Er saß eine Weile schweigsam mit zusammengepreßten Lippen. Dann fragte er vorsichtig: „Hat Papa denn deine Freundin so gern?"

Hardi blickte mit ihren verweinten Augen auf: „Das weißt du doch! Bist du denn blind, Willy! Sein ganzer Schwarm ist sie."

„Bernhardine —" fing er an, um sich gleich zu unterbrechen. Hardi war wirklich noch zu unreif, um mit ihr über diese Sache zu sprechen....

Plötzlich lachte sie, mitten aus ihren Thränen heraus, stieß ihn neckisch mit dem Ellenbogen an: „Du ... Willybruder ... du solltest Lora heirathen! Was wohl unser Herr dazu sagen würde? Und dann machen wir eine Doppelhochzeit ..."

Er fuhr herum.

„Rede nicht solchen Unsinn! Papa hat wirklich recht ... du bist ein albernes Kind!"

Sie duckte sich wieder und begann von neuem, um ihren Conny zu bitten und zu betteln, bis er schließlich, mit seinen Gedanken nur noch halb bei ihren Herzenswünschen, erklärte: „Ich werde mit Papa sprechen, Hardi. Aber gib dich keinen überschwenglichen Hoffnungen hin —"

Die letzten Wote hörte sie kaum. Denn sie umklammerte ihn, küßte ihn, jubelte: „Du bist doch mein einziges Bruderherz! Ich wußte ja, du läßt uns nicht im Stich ... du nicht!" Und gleich darauf aufspringend: „Du ... guck mich mal an .. hab' ich sehr rothe Augen? Ich muß heut noch ins Tanzkränzchen. Conny ist ja auch da ... bei Werbens. Gott, wird das himmlisch. Ich schick' ihn dir ... er muß erst mit dir sprechen ... ich darf doch."

Er dachte wieder: „Das Kind — das Kind! Wie kann man sich in solch unreifes Mädchen verlieben?"

Aber als sie dann in das weiche Sealskinjäckchen geschlüpft war, den Bolerohut auf das zierliche Köpfchen gesetzt hatte, mit ihrem trippelnden wiegenden Gang auf ihn zukam, auf dem süßen Gesicht ein sonniges Lächeln, sich reckte, ihm beide kleinen Hände zutraulich auf die Schultern legte, mit den dunklen Augen zärtlich zu ihm aufsah und das Mäulchen spitzte: „Gib mir noch 'n Schmatz, lieber Willy —", da lachte er: „Dein Konrad ist gar nicht so dumm. Eine niedliche Krabbe bist du!"

Neuntes Kapitel.

Graf Wellried war stark erkältet von seiner Reise heimgekehrt und mußte seitdem das Zimmer hüten. Lora hatte böse Tage, denn der lebhafte alte Herr konnte sich in die unfreiwillige Haft so wenig schicken, wie in das Kranksein selbst. Er war liebenswürdig wie immer, aber über die Maßen ungeduldig und stets auf dem Sprunge, seiner Pflegerin durchzugehen. Es bedurfte ihrer ganzen Gelassenheit und allerlei kleiner Listen, ihn im Hause festzuhalten, zumal für die Stunden, in denen sie selbst durch ihren Beruf festgehalten wurde, und sie war immer wieder froh, wenn Doktor Prall aus seinem Laboratorium herauskam, sie zu vertreten. Die Verstimmung zwischen ihnen war längst gewichen — der gute Freund konnte nicht nachtragend sein, am allerwenigsten ihr gegenüber.

So saß er denn stundenlang bei dem Oheim, knurrte und murrte und ließ sich von dem Greise, der, in Decken gehüllt, auf dem Sofa lag, auslachen.

„Kommen Sie etwa nur herauf, Herr Daktor, um mir zu sagen, in welch miserabler Welt wir leben? Und sich immer wieder von mir sagen zu lassen: sie ist doch schön, unsre Welt! Selbst hier von diesem elenden Sofa aus gesehen! Denken Sie an Geibel: „Wisse nur das Glück zu fassen, wo es lachend sich dir beut!""

„Das ist, auf mich bezogen, der reine Hohn, Graf Wellried . . ."

„Ach Unsinn, mit Verlaub zu melden, mein Bester. Solch ein gescheidter, tüchtiger Mensch, in der Vollkraft der Jahre, braucht nur hineinzugreifen in's Leben. Die böse Welt hat ein Recht darauf, von Ihnen noch viel zu erwarten."

„Meine Stunde wird schon noch kommen — und die Vergeltung!"

Das war jetzt häufig sein Schluß. Aber der Graf lachte darüber. „Lieber Prall, das glauben Sie ja selbst nicht. Ich rüttele und schüttele Sie nun jahreiang, ohne daß Sie sich rühren. So wird's wohl dabei bleiben bis an Ihr seliges Ende."

„Ich warte —" hallte es dann zurück. Und der Einäugige starrte finster vor sich hin.

Wenige Tage vor Weihnachten fand Lora, als sie vom Unterricht nach Hause kam, eine merkwürdige Ueberraschung vor.

In ihrem Zimmer saß nämlich die Französin aus dem Baldin'schen Hause, Mademoiselle Marion, um ihr einen Brief von Frau Baldin zu überbringen. Und sie hörte, während die immer lustige Genferin auf sie losschwatzte, im Nebenzimmer die helle Stimme der kleinen Herta, ihrer Schülerin; zu ihrem Erstaunen und zu ihrem Schrecken aber auch Pralls Organ.

„Sind Sie schon lange hier, Mademoiselle?" fragte sie hastig.

„Mais non, Mademoiselle. Wir sind grad' gekommen. Zugleich mit einem fremden 'Errn. Der 'at 'Erta genommen mit sick zu Monsieur le comte. Zuerst sie sein sehr erschrocken, unser petite 'Erta, über den 'Errn. Aber er sein gewesen so komisch und so gutt —"

Lora wußte wie kinderlieb Prall war, und daß er meist sehr schnell die Kleinen an sich zu fesseln wußte, trotz seines Aussehens. Aber dies Kind —

„Hat der Herr nach dem Namen von Herta gefragt?"

„Nack den Vornamen . . ."

Es blieb auch so noch gefährlich genug — ein Glück nur, daß der Onkel zugegen war und ein so vorsichtiger weltkluger Herr.

In aller Eile riß sie den Brief auf. Er enthielt die kurze Mittheilung, daß Frau Baldin auf ärztlichen Wunsch unmittelbar nach dem Fest nach dem Süden reise; sie bat, obgleich die Ferien ja morgen begännen, um Loras Besuch, da sie das Kind nicht mitnehmen könne und noch einiges zu verabreden hätte.

„Madame hat sich ganz plötzlich zur Reise entschlossen?" Die Französin bejahte, zog die Achseln hoch, lächelte verschmitzt. Aber mit einem etwas scheuen Blick auf Loras herbes Gesicht sagte sie nur: „Es ist Madame zu kalt hier."

Hastig trat Lora in des Onkels Zimmer.

Die kleine Herta saß neben Prall auf der Truhe. Er mußte ihr irgend etwas Komisches erzählt haben, denn sie lachte über das ganze bildhübsche Gesichtchen. Und der Greis lag auf seinem Sofa und blinzelte der Eintretenden listig, ein wenig ironisch zu.

„Herta!"

Da kam das Kind auch schon, die langen, blonden Locken schüttelnd, auf Lora zugesprungen mit ausgebreiteten Armen: „Schönen Gruß von Mama!" und schmiegte sich zärtlich an.

Lora hatte nur den einen Gedanken: wie schaffst du sie möglichst schnell fort. „Sag den Herren Adieu, Herta, ich zeig' dir noch etwas — hier nebenan."

Die Kleine zog ein ganz betrübtes Gesicht. Aber artig wie sie immer war, ging sie sofort zu dem alten Herrn, dann zu Prall, machte ihr Knickschen, gab die Hand.

„Grausam sind Sie, Fräulein Lora," meinte der Doktor. „Wir waren so gut im Zuge ... ich hab' Ihrer Herta eben erklärt, wie ein Kücken aus dem Ei kriecht und die Frau Mutter gackert."

Sie nickte ihm freundlich zu, nahm das Kind an der Hand und führte es hinaus; als die Thür sich geschlossen, küßte sie es zärtlich, wie unter einem starken Impulse. Aber sie drängte es fast aus dem Hause.

Am liebsten wäre sie nicht mehr zu dem Onkel gegangen, solange Prall bei ihm war. Sie fürchtete sich beinahe. Dann kam sie sich feig vor und trat doch wieder ein.

Der Doktor saß noch immer auf seinem alten Platz und rief ihr gleich entgegen: „Was war denn das für ein allerliebstes Mariell? Solche Schülerin lasse ich mir gefallen."

Sie machte sich um den Greis zu thun, der sie wieder so eigen ironisch anlächelte, und sie dachte: „Könntest du die Antwort vermeiden." Aber dann dünkte ihr auch das eine Feigheit. So trat sie auf Prall zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ernst: „Brausen Sie nicht auf, lieber Doktor — ich bitte Sie! Und denken Sie daran, daß ein Kind nicht schuld ist an dem Vergehen seiner Eltern. Die Kleine war ... Herta Althoff —"

Nein — er brauste nicht auf. Doch sie fühlte daß es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte. Jäh richtete er erst den Kopf hoch, ließ ihn dann wieder sinken. Es kam nur wie ein leiser, gleich unterdrückter Wehlaut von seinen Lippen. Und dann, nach einer ganzen Weile: „Herta ... ja ... ich hätte es wissen sollen ..."

Noch immer lag ihre Hand auf seiner Schulter. Ein unendliches Mitleid war in ihr. „Armer Freund —" bat sie leise, „lassen Sie es sich nicht gereuen, gut zu dem Kinde gewesen zu sein. Sie ist so liebebedürftig, die Kleine, und entbehrt der Liebe so oft, der höchsten — der Mutterliebe. Das hält ja auch mich dort fest —"

Er saß ganz still. Aber plötzlich griff er nach Loras Hand und zog sie an seine Lippen. Dann stand er auf; gewaltsam, ruckweise reckte er seine hagere Gestalt empor, nickte dem Grafen zu, ohne ihn anzusehen, und verließ schnell das Zimmer.

„Armer Freund —" sagte Lora noch einmal, als er hinaus war.

„Armer Kerl!" meinte auch der Onkel. Aber er lächelte immer noch. „Schadet ihm gar nichts. Im Gegentheil ... es rüttelt ihn auf, und das ist nothwendig. Und komisch war es — komisch —"

„Lieber Onkel —"

„Warum soll ich das nicht sagen? Ihr Jüngeren habt alle keinen Sinn mehr für das Heitere. Du hast auch den Spruch meines alten Horaz vergessen, den ich dir so oft vorhielt:

„Freu' dich Herz, am Heute; das
Morgen lasse ruh'n und mit
Gleichgültigem Lächeln mildern,
Was dich kränkt: vollkommen
Beglücktes gibt es nirgend auf
Erden ..."

Lora ... dich hab' ich schon seit Wochen nicht mehr richtig lachen sehen."

„Lachen? Ach — ich —"

Lora stand zu den Füßen des alten Herrn. Aber als sie bemerkte, wie er sie schärfer ansah, wandte sie sich halb ab. „Wie geht's denn heut, lieber Onkel?" fragte sie dabei.

„Ach — ich!" perorirte er. „Ein alter Mummelgreis, den du auf dies leidvolle Lager festgeschmiedet hast. Was kommt's auf mich an. Aber nun geh und bring mir den infamen Thee, den der Doktor und du für mich eigens erfunden habt — einfach ein menschenunwürdiges Gebräu —"

Am Nachmittag kam der Geheimrath, um den Kranken zu besuchen. Er brachte Maria von Apelhode mit und ließ sie bei Lora, als er zu dem Grafen hineinging.

Lora hatte das junge Menschenkind vom ersten Augenblick an interessirt, und sie beobachtete mit sich steigernder Erwartung, wie es sich entwickelte. Aeußerlich, fand sie heute wieder, war die Umwandlung überraschend. Das Mädchen blüthe auf wie ein Röslein. Maria wurde gewiß keine Schönheit. Aber nun sich die Wangen etwas zu runden begannen, gewann das Gesicht einen Zug sanfter, reizender Anmuth.

Wenn sie nur nicht so unsäglich scheu gewesen wäre! So scheu, daß es ganz unmöglich erschien, einen tieferen Einblick in ihr Inneres zu gewinnen.

Ihre Bewegungen ihre Haltung waren bei weitem nicht mehr so ungelenk, wie einst; dazu mochte freilich die zwar einfache, aber den veränderten Verhältnissen angepaßte Kleidung beitragen. Aber sie sprach so wenig; man mußte ihr jedes Wort fast abbetteln. Und dabei stets der ängstliche Ausdruck der braunen Augen.

Lora hatte sie neben sich auf das Sofa gezogen, hielt ihre Hände, die — so wohlgepflegt sie jetzt waren — immer noch eine bräunliche Färbung zeigten, freundlich umfaßt und suchte sie zum Sprechen zu bringen. Vergebens ... ein schüchternes Ja und ein Nein — dabei blieb es. Und trotzdem ... es war nicht Thorheit. Denn das Ja und das Nein kam immer an richtiger Stelle und verrieth, bisweilen wenigstens, doch auch eine persönliche Ansicht.

„Freuen Sie sich auf Weihnachten, Maria?"

Sie schüttelte den Kopf .. „Nein .."

„Aber warum nicht, Kind? Sehen Sie ... alle Menschen sind gut zu Ihnen —"

„Ja ..."

„Sie haben ganz gewiß Heimweh. Nach der weiten Heide, nach dem Blick über die Schneefläche ..."

„Ja!" Und dann, nach kurzem Zögern: „Nein ..."

Auch das verstand Lora — beides, das Ja und das Nein. Und sie drückte die Hand Marias noch herzlicher.

„Denken Sie einmal daran, Maria: Der Tannenbaum glänzt, es duftet im ganzen Saal nach Harz und Kerzen. Und sie singen alle „Heilige Nacht". Sie kennen das schöne alte Lied doch?"

Maria nickte leise.

„Dann werden Sie auch fröhlich mit den Fröhlichen sein. Nicht immer diese traurigen Augen machen, Maria! So jung, wie Sie sind. Jetzt wo Sie wieder ein Elternhaus haben —"

Es gereute Lora, kaum daß sie das letzte Wort gesprochen. Denn nun perlte es wirklich in den Mehaugen auf.

Aber das mußte überwunden werden.

„Maria, ich habe ja auch keine Eltern, habe ein wirkliches Elternhaus nie gekannt. Wir theilen das gleiche Loos. Aber sind wir nicht glücklich zu preisen, daß uns trotzdem so viel Lieb wurde? Die müssen wir doch auch zu vergelten suchen — immer! Auch dadurch, daß wir alle, die uns Liebe erweisen, wieder lieb haben ..."

„Ja ..."

„Wir müssen auch überwinden lernen und uns zurecht finden. Pflichterfüllung aus Dankbarkeit ist eine halbe kalte Sache ..."

„Ja ..." Maria nickte ein paarmal schnell hintereinander, und dann sagte sie plötzlich impulsiv: „Ich möchte ja alle, alle recht lieb haben ..."

Es kam so kindlich innig heraus und doch wie in dem schmerzlichen Vorbehalt .. „wenn ich es nur könnte." Lora dachte daran, mit einem wehen Gefühl, daß Bernhardine sich so gar nicht mit diesem armen Kinde zu stellen verstand — das war die klaffende Lücke, die sich scheinbar nicht überbrücken ließ. Und sie legte ihren Arm um den Hals des Mädchens und küßte es: „Wir wollen du zueinander sagen, liebe Maria ... wir beiden Waisen .."

Der Geheimrath war geräuschlos ins Zimmer getreten und hatte die letzten Worte gehört. Er stand still, sinnenden Auges, am Thürrahmen.

Als sich die beiden lösten — Maria mit glühenden Wangen Lora, indem sie noch einmal sanft über das Braunhaar des Mädchens strich — trat er näher und sagte bewegt: „Das war mir soeben eine große Freude, Fräulein Lora. Ein liebes Weihnachtsgeschenk, für das ich Ihnen herzlich danke." Und dann: „Maria, ich habe mit Fräulein Lora etwas zu besprechen. Geh einmal auf ein paar Minuten zu dem Herrn Grafen hinein."

Lora erhob sich, während Maria sofort gehorchte.

Er bat: „Bitte, Fräulein Lora. Ich nehme mir auch einen Stuhl, wenn Sie gestatten." Aber sie blieb stehen.

Es stieg plötzlich eine große Angst in ihr auf. Nicht zum ersten Male; in den letzten Wochen, seit jenem Mittagessen am Tage von Marias Ankunft, fühlte sie nicht mehr die alte schöne Sicherheit in sich dem Geheimrath gegenüber. Es war ein vorsichtiges Abwägen jedes Wortes über sie gekommen, wenn er mit ihr sprach. Es schmerzte sie selbst, denn sie verehrte ihn so aufrichtig. Aber sie empfand es als die höhere Pflicht, ihm einen tieferen Schmerz zu ersparen. Und manchmal bat sie im stillen: „O mein Gott — nicht das — nicht das—"

Doch schon seine ersten Worte beruhigten sie.

„Fräulein Lora," sagte er, „ich komme als Hardis Vater zu Ihnen. Mit einer großen Bitte, die das Glück meines Kindes betrifft. Ich bedarf Ihres Rathes."

Sie neigte, wie in ernster Zustimmung, den Kopf.

„Es ist gewiß eine sehr ungewöhnliche Bitte die ich an Sie richten möchte. Vielleicht ist's zum ersten Male, daß ein Vater mit solcher zu der Freundin seiner Tochter kommt," fuhr er fort. „Aber ich weiß, daß diese Freundin ein ungewöhnliches Mädchen ist. Bitte, heben Sie nicht die Hand! Es ist so in meinen Augen! Also zunächst: Wissen Sie um Hardis Liebe zu Konrad Salester?"

Lora hatte die Frage kommen sehen und sich auf sie gefaßt gemacht. Nun war doch ein mädchenhaftes Empfinden der Abwehr in ihr, das das Blut in die Wangen trieb. Sie mußte sich überwinden, um ruhig zu antworten: „Ja —"

(Fortsetzung folgt.)

In den Meerestiefen.

Es ist bekannt, daß das von oben her eindringende Licht verhältnißmäßig rasch vom Wasser verschluckt wird. Schon in geringen Tiefen reflektirt das Wasser grünbliues und zuletzt reinblaues Licht, ein Beweis, daß die rothen und blauen Strahlen darin fehlen. Nach neuen Untersuchungen werden unsere Augen in 300 bis 350 Fuß Tiefe absolut kein Licht mehr wahrnehmen können. Gerade in der Tiefe von 250 bis 500 Fuß lebt nun aber eine Menge roth, orange und gelb gefärbter Thiere und von den Pflanzen, welche überhaupt nicht in große Tiefe hinabsteigen, da sie an das Licht gebunden sind, sind alle tiefer wachsenden purpurroth gefärbt. Wie ist das zu erklären?

Man stellte sich früher vor, daß das Tageslicht gleichsam erweckend auf die Farben wirke. Diese Auffassung muß jetzt verlassen werden; dagegen giebt die Betrachtung der Comlementärfarben den richtigen Aufschluß. Grünblau und roth sind Comlementärfarben, ebenso orange und blau. Sie geben zusammen weiß. Unter einem rothen Glase erscheinen die weißen und rothen Gegenstände alle roth, die grünblauen dagegen verschwinden; sie sind nicht oder doch nur sehr wenig sichtbar, denn sie strahlen ja eben doch kein rothes Licht aus, durch welches allein sie unter dem rothen Glase sichtbar werden können. Ebenso werden unter einem blauen Glase alle orangefarbenen Gegenstände unsichtbar.

Dieses liefert das Verständniß für jene merkwürdigen Farbenerscheinungen. In jenen dämmerigen Tiefen, in welche nur noch blaues oder grünblaues Licht hinabdringt, sind orange- oder roth gefärbte Thiere nur sehr schwer zu erkennen; sie entgehen daher sehr leicht ihren Feinden und können sich vor denselben verbergen. Ihre, für unsere Augen im vollen Tageslichte lebhaften Farben sind also in Wahrheit Sutzfarben, wele sich im Laufe langer Zeiträume herausgebildet haben, ebenso wie die bräunlichgelbe Farbe vieler Wüstenthiere und die weiße Farbe vieler Schneethiere. In jenen Tiefen wächst die edle Koralle, dort wachsen herrlich rothgefärbte Algen und zwischen ihnen treiben sich rothe, gelbe und orangefarbene Krabben, Seesterne, Seewalzen und andere Thiere umher.

Annonce. Ein Romanschriftsteller sucht in eine möglichst abenteuerliche Familie hineinzuheirathen.

* * *

Man fährt oft am besten wenn man sich bei jeder Regel an die Ausnahme hält.

* * *

Im Staate Massachusetts ist ein Schuhmacher zum Gouverneur erwählt worden. Nicht immer ist es für einen erfolgreichen Candidaten nöthig, in einem Blockhause geboren zu sein.